
Täufer und Mennoniten in der Literatur

ECKART PASTOR

»Quitt« oder nicht?

Theodor Fontanes umstrittener Mennonitenroman

Einleitung

Vor vielen Jahren hat im *Mennonitischen Jahrbuch* von 1979 ein aufgeregter Mennonit den Fontane-Roman *Quitt* in Grund und Boden verdammt: »Man könnte es nahezu einen Glücksfall nennen, daß der rühmliche Theodor Fontane [...] mit dem Roman *Quitt* fast unbekannt und namentlich den Mennoniten erspart geblieben ist.«¹

Ja, fährt der Verfasser, Erwin Enns, fort, diese »Alterserzählung [...] kann ihm eigentlich nur ›um der guten Werke willen‹ nachgesehen werden.« Fast buchstäblich also wird hier Fontanes Sündenfall als Schriftsteller angeprangert: »Selbst ein Dank wenigstens für Fontanes Aufmerksamkeit, sein ›weites Feld‹ auch auf die Mennoniten auszudehnen, bringt in nicht geringe Verlegenheit. Er hat sie freilich nie gesehen, diese Mennoniten [...]; so ist ein großer Erzähler das Opfer seiner unzulänglichen Vorstellungen und einer ungereimten Phantasie geworden.«²

Ich verwende hier bewußt das biblische Wort von Fontanes »Sündenfall«, weil die Kritik von Enns ganz rigoros und unerbittlich bei den religiösen Aspekten des Mennoniten-Romans den Hebel ansetzt und das ganze Werk mit dem Urteil aushebelt, das seien keine Mennoniten, die da Fontane im zweiten Romanteil dargestellt habe, sondern Karikaturen von angelesenen Vorurteilen, denen »jede Wirklichkeitsnähe« fehle:³ »Hier verläßt den Dichter sein Realismus; seine Darstellung wird zur Groteske.«⁴

Eine schlimme Kritik fürwahr – und eine unberechtigte obendrein, wie ich meine. Denn längst hatte bereits vor Erwin Enns ein kluger amerikanischer Mennonit mit Namen A. Zieglschmid in der Zeitschrift *Mennonite Quarterly Review* von 1942 mit akribischer Sorgfalt nachgewiesen, wie eifrig Theodor Fontane bei seiner Arbeit am amerikanischen Teil des Romans gerade um »Wirklichkeitsnähe« bemüht war, da er nämlich über die mennonitische Missionskolonie bei Darlington im heutigen Oklahoma offenbar eine Fülle von

Material zusammengetragen hatte.⁵ So habe er dann, berichtet Zieglschmid, in dem in Amerika spielenden zweiten Teil des Romans in Kenntnis der Fakten bei seiner Wirklichkeitsschilderung wie immer seine dichterische Phantasie spielen lassen und dergestalt ein überzeugendes, weitgehend der Wirklichkeit abgelesenes, aber eben doch auch literarisches Gewebe gewirkt, dem es lediglich, so die schamhaft in eine Fußnote versteckte Kritik Zieglschmids, an »Lokalfarbe und Atmosphäre« fehle, weshalb *Quitt* nun doch zu Fontanes »schwächeren Werken« zu zählen sei.⁶

Worum geht es in dem Roman?

Zunächst zum ersten Teil. Er spielt am Fuße der Schneekoppe in und um den schlesischen Luftkurort Wolfshau bei Krummhübel im Riesengebirge, und zwar im Jahre 1877, also fast in der Gegenwart des *Quitt* schreibenden Fontane. Von verschiedenen Ferienaufenthalten kannte Fontane die Örtlichkeiten sehr genau, Teile des Romans sind sogar während eines solchen Krummhübel-Urlaubs niedergeschrieben worden. In dieser Gegend auch stieß Fontane auf den Stoff, auf die seinerzeit vieldiskutierte Geschichte um einen Förster, der von einem auf frischer Tat ertappten Wilddieb erschossen wurde. Der Täter wurde nie gefaßt, weil er sich nach dem Mord wahrscheinlich in die Vereinigten Staaten abgesetzt hatte. Auf den Hängen des Riesengebirges errichteten die Kollegen dem im Dienst umgekommenen Förster ein Denkmal, von dem Fontane ganz zu Beginn seiner Vorarbeiten am Roman seiner Tochter Martha nach Berlin berichtet: »Das Material für meine Novelle habe ich nun zusammen. Auf dem Denkmal steht ›ermordet durch einen Wilddieb‹. Ich finde dies zu stark. Förster und Wilddieb leben in einem Kampf und stehen sich bewaffnet, Mann gegen Mann, gegenüber; der ganze Unterschied ist, daß der eine auf d[em] Boden des Gesetzes steht, der andre nicht, aber dafür wird der eine bestraft, der andre belohnt, von ›Mord‹ kann in einem ebenbürtigen Kampf nicht die Rede sein.«⁷

Eine erstaunliche Aussage, die, wie mir scheint, grundlegend ist für Fontanes Konzept des Werks und für seine literarische Umformung der Förster-»Mord«geschichte aus dem Riesengebirge.

Lehnert Menz, »ein schlanker, hübscher Mensch von siebenundzwanzig« (S. 213), ist dieser Wilddieb im Roman, und sein Kontrahent, der Förster Opitz, »ein breitschultriger und kurzhalsiger Mann von Mitte Dreißig [...] Der ganze Mann ein Bild von Selbstbewußtsein und Hochmut« (S. 214). So werden die beiden vorgestellt, und jedermann weiß von vornherein, wem die Sympathien des Erzählers in dem anstehenden »ebenbürtigen Kampf« gehören. Opitz und Lehnert kennen sich seit Jahren, sie haben beide im Deutsch-

Französischen Krieg gekämpft, in dessen Verlauf Opitz das Eiserne Kreuz verliehen wurde: »Vorn, im zweiten Knopfloch, an einem absichtlich nicht allzu kurzen Bande, trug er [Opitz] das Eiserne Kreuz, das sich, eben weil das Band zu lang war, bei jedem Schritt in herausfordernder und jedenfalls respektwartender Weise hin und her bewegte« (S. 214).

Dem Soldaten Lehnert aber, der während des Krieges bei der Verteidigung einer strategisch wichtigen Stellung eine ganz besondere und mit Sicherheit ordenswürdige Heldentat vollbracht hat, wurde das Eiserne Kreuz verweigert: Ausgerechnet Opitz, der wohl im Dorfe als einziger Kriegsheld dastehen wollte, wußte es gegenüber dem Hauptmann »so zu drehen, daß Lehnert leer ausging und das Nachsehen hatte« (S. 228).

Auf solchem Hintergrund, der den Konflikt zwischen den beiden Männern natürlich anheizt, muß man in diesem so sehr von Religion und biblischen Symbolen durchwirkten Werk natürlich auch das Romanende lesen. Dort nimmt sich Lehnert mit seinem fast überdeutlich auf den Tod seines Opfers Opitz bezogenen eigenen Tod gewissermaßen das Kreuz, das ihm einst verweigert worden war, dies freilich in einem ganz anderen als dem kriegerischen Sinne. Er opfert sich für einen anderen Menschen, und das Kreuz, das er so auf sich nimmt, macht er zum Sühnezeichen seiner einstigen Schuld. Ganz in diesem Sinne wird dann an seinem Grab der mennonitische Gemeindevorsteher Obadja predigen: »Dieser Tod war schwer, aber er war auch ein Ausgleich und eine Sühne« (S. 445). »Ausgleich« für die einst erlittenen Demütigungen und »Sühne« für die begangene Tat. Und so bekommt Lehnert denn eine Bestattungsfeier, »wie wenn ein Prinz begraben würde« (S. 446), kommentiert der aus Preußen stammende und preußisch-protestantisch gebliebene Verwalter Kaulbars nicht ohne Neid.

Zur schließlich für den Förster tödlich endenden Auseinandersetzung zwischen Lehnert Menz und Opitz war es gekommen, als Opitz sich daranmachte, Lehnert zum zweiten Mal bei der gräflichen Obrigkeit wegen nachgerade belangloser Wilddieberei zu denunzieren. Beim ersten Mal war Lehnert für mehrere Monate ins Gefängnis gekommen. Nun geht es um einen widerrechtlich erschossenen Hasen, dessentwegen Lehnert fürchten muß, als Rückfalltäter noch erheblich länger hinter Gefängnisgittern zu landen. Als beide sich eines Nachts in einem abgelegenen Waldstück bewaffnet begegnen, schießt Opitz als erster, aber sein Gewehr versagt. Die zwei Schüsse Lehnerts strecken daraufhin den Förster nieder, der in der Waldeinsamkeit einen langsamen und qualvollen Tod stirbt – ein Ende, das, wie gesagt, am Ausgang des Romans wiederkehrt, als Lehnert selbst nach einem gefährlichen Sturz im amerikanischen Gebirge eine Nacht und einen Tag lang stirbt, weil Hilfe nicht zu ihm gelangt.

So weit im ersten, also im schlesischen Teil des Werkes die kriminalrelevanten Vorgänge, die zwar den Roman bis zum bitteren Ende als Auslöser der Abfolge von Schuld und Sühne bestimmen, aber doch durchaus nicht das beherrschende Thema von *Quitt* sind. Wie fast immer bei Fontane ist auch hier das Umfeld, in das die Handlung eingebettet ist, das eigentliche Anliegen des Autors: Hätte uns der Roman *Effi Briest* nur von der einigermaßen banalen Ehebruchsgeschichte seiner Titelheldin zu erzählen, wäre er kaum von der auch heute noch vertriebenen Groschenheft-Literatur zu unterscheiden. Wie dieses berühmteste Fontane-Werk und die meisten Romane des Berliner Autors lebt auch der viel gescholtene Roman *Quitt* von der Schilderung der zeitgenössischen preußisch-deutschen Gesellschaft, mit freilich einigen wesentlichen Unterschieden:

1. In *Quitt* ist die Aristokratie nur indirekt Gegenstand des Gesellschaftsbildes; adlige Personen treten nicht selbst auf, bestimmen aber fast ungesagt die Mentalitäten und Verhaltensweisen.
2. Die Gesellschaftskritik ist von einer ätzenden Schärfe wie sonst in kaum einem Fontaneschen Erzählwerk.
3. Dem geradezu negativen Bild des eben gegründeten Deutschen Reiches stellt der zweite Teil die Utopie einer humanen Gesellschaft gegenüber: die amerikanische Mennonitenkolonie.

In der preußisch-deutschen Gesellschaft

Einer der ersten Orte, die der Roman uns vorführt, ist das Studierzimmer des alten protestantischen Pfarrers Siebenhaar, der den jungen Lehnert Menz wieder einmal zu sich ruft, um ihm wegen seines angeblich aufsässigen Verhaltens gegenüber dem Förster Opitz ins Gewissen zu reden: »Es war des Alten Studierstube, die Lehnert von seinen Kindertagen her kannte. Das Christusbild, mit Friedrich Wilhelm III. und dem Kronprinzen [Friedrich Wilhelm IV.] zur Linken und Rechten, hing noch gerade so schief wie vor vierzehn Jahren, als er hier, wöchentlich zweimal, auf einer wackligen Konfirmandenbank gesessen hatte. Alles genau wie damals, und nur die Dielen noch etwas ausgehöhlt« (S. 217).

In einem Werk, in dem die Religion eine so bestimmende Rolle spielt, darf ein solches kunstvolles Arrangement nicht einfach als belangloses Requisit überlesen werden. Da haben wir, vom Kirchenmann Siebenhaar selbst inszeniert, die Ehe von Altar und Thron auf einen Blick: Christus zwischen König und Thronfolger, eine Konstellation, die überdeutlich die seit der Lutherschen Zwei-Reiche-Lehre in Deutschland vorherrschende Theologie der Ordnung mit ihrer Obrigkeitsunterwürfigkeit versinnbildlicht. Und der Erzähler zeigt

auch zugleich, daß er diese Ehe für eine Mesalliance hält, wenn er von dem Christusbild sagt, es hänge »noch gerade so schief wie vor vierzehn Jahren«⁸ und obendrein hinzufügt, daß die Dielen, also das Fundament dieser symbolischen Stätte, »noch etwas ausgehöhlter« seien. Ein »ausgehöhlter Glaube«, dieses protestantische Christentum, das sich von der königlich-preußischen Adelsgesellschaft in Dienst nehmen läßt und deswegen schon seit langem in eine Schiefelage geraten ist. Und so verwundert es nicht, daß der Geistliche die arrogante Haltung des Försters und Beamten Opitz durchaus rechtfertigt: »Und das ist Opitz und auch gar nicht so hart, wie die Leute glauben, wenn man ihn nur zu nehmen weiß und ihm seine Ehre gibt, darauf hält er und darauf *muß* er halten, so läßt sich ganz gut mit ihm leben« (S. 256).

Die Ehre, wie der Pfarrer sie hier verteidigt (»darauf *muß* er halten«), meint kein Ansehen, das auf ethischen Tugenden beruht, sondern ist ausschließlich mit dem Rang verbunden, den eine Person in ihrer Gesellschaft bekleidet. Und damit sind wir bei einem Schlüsselbegriff der gründerzeitlichen Gesellschaft im neu errichteten Reich, dem Rang. Vor vielen Jahren haben Richard Hamann und Jost Hermand in ihrer wegweisenden Kulturgeschichte der »Gründerzeit« im Kapitel »Die Absage an den Liberalismus« der Bedeutung des »Rangs« im jungen Kaiserreich eingehende Überlegungen gewidmet:⁹ »Rang ist eine Auszeichnung, die von oberen Instanzen verliehen wird, also ein Vorrecht, unter dem die weniger Rangvollen oder Ranglosen zu leiden haben, seelisch oder materiell [...], seelisch, indem damit Demütigungen, Unterwürfigkeiten und Ehrenbezeugungen gegen Höhere zusammenhängen können, die das Selbstgefühl der Niederen verletzen oder beeinträchtigen. Wesentlich für Rang und Ranggefühl ist, daß sie nicht für sich bestehen können, sondern daß die Zugehörigkeit zu einer Ranggemeinschaft die Macht vermittelt. In allen Klassen- und Kastengesellschaften wird daher Rang als höchstes Prinzip angesehen.«¹⁰

In Friedrich Nietzsches Theorie von zwei Moralförmlichkeiten, so die Autoren Hamann und Hermand, finde dieses Rangdenken in der Gründerzeit ihre »schärfste Formulierung«¹¹: »Immer wieder behauptet er [Nietzsche], daß es Regeln des Tuns, Gebote des Verhaltens gibt, die nur für die Menschen höheren Ranges gelten, und solche, die den Ranglosen und Untergebenen zukommen. Befehlen, Ansprüche stellen, Tribute heischen, Ehrungen einkassieren auf der einen Seite, sich fügen, sich demütigen, dienen, Leistungen materieller Art für die herrschende Klasse vollbringen auf der anderen Seite, also Selbstgefühl einerseits, Gefühl der Wertlosigkeit andererseits.«¹²

Die hierarchischen Prinzipien, wie sie die preußisch-deutsche Gesellschaft, aber natürlich auch die meisten europäischen Gesellschaften der Zeit struktu-

rieren, sind damit treffend geschildert. Der erste Teil des *Quitt*-Romans liefert von ihnen eine eindrucksvoll konkrete, literarische Schilderung, und zwar nicht allein in der konfliktgeladenen Gegenüberstellung von Opitz und Lehnert, wie wir sehen werden. Dieser Förster Opitz freilich ist schon eine Zeitfigur sondergleichen: »nach oben hin kriecht er und nach unten hin tritt er und schuhriegelt er« – so charakterisieren ihn Lehnerts Freunde, aber auch der Erzähler selbst spart nicht mit Kritik, »denn sich umworben und ausgezeichnet zu sehen und Ehre vor den Menschen zu haben, war das, wonach ihm [Opitz] am meisten der Sinn stand« (S. 221). Im Gasthaus etwa ärgert sich Opitz, weil er trotz seines allseits vorgezeigten Ranges nicht sogleich bedient wird: »Die Bedienung war [...] einigermaßen säumig, was ihn, weil er eine Verkennung seiner Wichtigkeit und Würde darin erblickte, sofort heftig ärgerte. Wirklich, sein [...] Gesicht wurde von Minute zu Minute röter.«

Auch im privaten Bereich ist er ganz Machtmensch, so daß seiner Frau mit ihren »tiefliegenden Augen, die mal schön und lachend gewesen sein mochten, jetzt aber nur noch geängstigt in die Welt blickten« (S. 232), die Zeichen jahrelanger männlicher Tyrannei deutlich anzusehen sind.

Mit besonders peinlicher Sorgfalt freilich achtet Opitz auf seinen Nachbarn auf der anderen Flußseite, den Stellmacher Lehnert Menz. Den auf seine Ranghöhe bedachten Förster stört allein schon die Lage von Lehnerts Wohnhaus, das, »so wenig gepflegt es war, doch kastellartig auf alles Umhergelegene herabsah und natürlich auch auf die Försterei. Zu keiner Zeit [...] war an diesem und ähnlichem Anstoß genommen worden, bis Opitz ans Regiment kam, von dem, ohne daß er es zugab, die Hochlage der Stellmacherei drüben einfach als Tort empfunden wurde« (S. 240).

Das Haus des Konkurrenten gleicht einem »Kastell«, dem schloßartigen Gebäude eines hierarchisch Höhergestellten: welch ein »Tort« für den preußischen Beamten, der ja eigentlich auf den kleinen Handwerker glaubt herabsehen zu müssen! Und in einem Satz faßt der Förster das Prinzip zusammen, dem hier »Tort« angetan wird: »Unterschiede müssen sein, Unterschiede sind Gottes Ordnungen« (S. 236), womit wir wieder bei der Ehe von Staat und Religion sind. Und dieser Staat Deutschland ist, wie Opitz seiner Frau erklärt, ohne Zweifel der bestmögliche: »Ich sage dir, *hier* ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee und Bismarcken« (S. 238).

Dies ist die preußische Antwort auf die Freiheitsträume derer, die wie Lehnert denken »Amerika, du hast es besser«¹³. Und so vermeldet Opitz in seiner Anzeige an die Obrigkeit, daß dieser Lehnert Menz »den Leuten die Widersetzlichkeit beibringe« und: »daß alles, was er predige, bloß dummes Zeug sei.

Er sei ein Verführer für die ganze Gegend, so recht eigentlich, was man einen Aufwiegler nenne, und rede beständig von Freiheit und Amerika und daß es da besser sei als hier, in diesem dummen Lande« (S. 276 f.).

Opitz weiß sehr wohl, was die Obrigkeit »in diesem dummen Lande« gegen einen »widersetzlichen« Untergebenen besonders aufbringen wird, und verlangt, man möge »ein Exempel statuieren [...], damit das Volk mal wieder sähe, daß noch Ordnung und Gesetz und ein Herr im Lande sei.« (S. 277). Lehnert ist ihm ganz einfach »zu forsch und zu freiweg und nicht untertänig genug« (S. 227).

Kaum zugetraut hätten wir vielleicht dem urpreußischen Schriftsteller Fontane die Gedanken und Worte, die er tatsächlich seinen Helden Lehnert Menz »freiweg« denken und sagen läßt: »Übers Meer will ich. Es ist mir alles so klein und eng hier, ein Polizeistaat, ein Land mit ein paar Herren und Grafen, so wie unserer da, und sonst mit lauter Knechten und Bedienten [...] immer muß man scherwenzeln, und wenn man nach vornhin dienert, stößt man nach hintenhin einen um« (S. 261).

Preußen, ein Polizeistaat, schlimmer noch: ein »Sklavenland«: »Ungezählte Male war es ihm [Lehnert] eine Freude gewesen, von dem elenden Leben in diesem Sklavenlande zu sprechen, von der Lust, dieser Armseligkeit und Knechtereien den Rücken zu kehren« (S. 278).

Irgendwann mildert der Erzähler die Gültigkeit dieser radikalen Aussagen Lehnerts zwar ein wenig ab, wenn er meint »Lehnert war aufsässiger als nötig« (S. 244); dennoch gibt er in diesem ersten Romanteil der zentralen Handlung um Förster und Wilddieb eine Nebenhandlung bei, die das Urteil des Lesers über das preußische Deutschland nur noch verfestigen kann, ich meine die scheinbar belanglosen Szenen um die Familie Espe, die beide Teile des Romans jeweils abschließen. Rechnungsrat Espe mit Frau und Kindern sind gut bürgerliche Feriengäste aus Berlin, wenn auch Ehefrau Geraldine eine nie genau nacherzählte Vorgeschichte mit einem hochgestellten Herrn der Gesellschaft verbindet, möglicherweise mehrere Geschichten, weil wir am Ende über Espes Kinder erfahren, daß sie »seit sie groß und erwachsen waren, ihrem Namengeber womöglich noch unähnlicher sahen als früher« (S. 449). Wahrscheinlich verdankt der Rechnungsrat Espe diesen einigermaßen abgründigen Verhältnissen nicht nur die Ehe mit seiner attraktiven Frau¹⁴, sondern auch seine erfolgreiche Beamtenkarriere: Am Ende ist er »Geheimer Rat« geworden und hat vom Kronprinzen höchstpersönlich den Kronenorden dritter Klasse eingehändigt bekommen¹⁵, genau wie bei Opitz weiß man nicht, womit er sich solch eine Auszeichnung recht eigentlich verdient hat. Espe ist in der Tat das bürgerliche Berliner Ebenbild des Kleinbürgers Opitz und trägt

so dazu bei, das persönliche Porträt, das uns von dem kleinen preußischen Beamten Opitz gegeben wird, ins Generelle und Typische zu verlängern. Als etwa Espe in einer bestimmten Angelegenheit einen Assessor aufsuchen soll, zögert er: »Espe schien anfänglich das *Rangverhältnis*¹⁶ zwischen Rechnungsrat und Assessor abwägen und danach langsam und mit einer sich und seiner Stellung schuldigen Reserve seine Entscheidung treffen zu wollen« (S. 313). Da wird deutlich, wie sehr die »Rangverhältnisse« das Verhalten in der Gesellschaft ganz allgemein beherrschen, heute würde man sagen: daß sie ein strukturelles Phänomen in dieser Gesellschaft sind.

In der Mennonitenkolonie

Wir mußten so ausführlich den ersten, nennen wir ihn den »preußisch-deutschen« Teil des Romans behandeln, um den zweiten und längeren, also den »mennonitischen« Teil richtig begreifen und einordnen zu können.

Daß Lehnert Menz seinen Häschern entkommen ist, erscheint einer genauen Lektüre der Szene völlig unglaublich, da doch sämtliche Fluchtwege aus seinem Haus heraus bewacht sind: »Die Brückenstege waren nach wie vor dicht besetzt, so muß' er denn, wenn nicht ein *Wunder* geschehen, im Hause selbst irgendwo verborgen sein« (S. 310f.).¹⁷

Das »Wunder« ist ganz augenscheinlich geschehen: Nie werden wir erfahren, wie Lehnert gegen alle Wahrscheinlichkeit entschlüpft ist, was von vornherein ein Licht des »Wunderbaren«, des »Außer-der-Welt-Seins« auf die Utopie wirft, die im zweiten Teil entfaltet wird.

Nach sechs Jahren unsteten Lebens in den Vereinigten Staaten findet Lehnert Menz schließlich eine Heimstatt in der Mennonitenkolonie Nogat-Ehre im sogenannten »Indian Territory« im heutigen amerikanischen Bundesstaat Oklahoma.¹⁸ Er sucht »sein Heil bei den Mennoniten« heißt es ausdrücklich (S. 329): Religion und Heilserwartung in allen Schattierungen und Brechungen werden in der Tat den Roman fortan beherrschen.

Noch bevor er in den Hausstand des betagten Gemeindevorstehers und Predigers Obadja eintritt, überlegt sich Lehnert, was er von den Mennoniten überhaupt weiß und ob er als Sünder wohl rechtens »in solche Friedensstätte [...] einbrechen« dürfe (S. 331): »Ja, wer waren denn die Mennoniten? Damals, als er noch im Camp in Dakota lag und abends beim Gin immer nur ein Witzeln über die Mennoniten hörte, die für reich galten und weiter nichts, da hätt' es vielleicht gepaßt, weil er's nicht besser wußte. Jetzt aber wußte er, daß es fromme Leute seien, fromm und fleißig und wahrheitsliebend und Feinde von Eid und Krieg. Und in solche Friedensstätte wollt' er einbrechen? Das durft' er nicht« (S. 331).

Er tut es dann doch, und zwar zu seinem eigenen Wohl oder »Heil«, und, wie sich bald herausstellen wird, auch zum Wohl der Gemeinschaft. Nicht zufällig kommt er ja im siebten Jahr seines Umherirrens bei den Mennoniten an – »Sechs Jahre waren hin« (S. 321). Die dem Alten Testament so heilige Zahl sieben betrifft bekanntlich nicht allein den siebten oder Jahwetag, sondern auch das siebte oder Sabbatjahr, auch Erlassjahr genannt, in dem man dem Schuldner seine Schulden völlig zu schenken hat (5. Mose 15,1–11). Der schuldbeladene Lehnert kehrt bei den frommen Mennoniten auch mit der Hoffnung ein, daß seine Schuld dort von ihm genommen werden könne. Und eine letzte alttestamentarische Reminiszenz spielt in diese Zeitangabe – »sechs Jahre waren hin« – hinein. Das Jahr, das nun den ganzen amerikanischen Teil von *Quitt* ausfüllen wird,¹⁹ ist gewissermaßen Lehnerts siebtes Jahr, und während dieser Zeit eifert er dem Stammvater Jakob nach, der sieben Jahre um Rahel hat werben müssen, nur daß hier im Roman die Rahel Ruth heißt. Aber als Lehnert seine Werbung um das Mädchen Ruth dem Vater Obadja vorbringt, da antwortet dieser: »Nun, dann gedulde dich, Lehnert! Es ist *Rahel*, um die du wirbst ... Ich werde dir Antwort sagen« (S. 421).

Jakob, der mit seinem Gott rang, der Sünder und Betrüger, der doch in Gottes Gnade stand, wird den sündigen Lehnert bis zum Ende seines Lebens- und Leidensweges begleiten – wir werden darauf zurückzukommen haben.

Lehnert wird rasch ein nützliches Mitglied der bäuerlichen Kolonie. Später, nach Lehnerts Tod, wird Obadja nach Deutschland schreiben: »Seine Tüchtigkeit bei der Arbeit, seine kleinen gesellschaftlichen Gaben, seine Demut und Bescheidenheit (wohl erst durch den Gang seines Lebens erworben), vor allem aber seine gute Sitte, machten ihn zum Liebling unseres Hauses« (S. 447).

Was sind das nun aber für Menschen, deren Sympathie, ja Liebe sich der Förmörder aus Deutschland in ganz wenigen Monaten erwirbt?

Die eigenartig vielgestaltige Bewohnerschaft des Hauses von Obadja Hornbostel spiegelt bereits ein hervorstechendes Merkmal dieser Mennoniten: ihre Toleranz und Friedfertigkeit. Die verschiedensten Weltanschauungen werden da unter einem Dach einfach toleriert. Über das Verwalterehepaar Kaulbars heißt es: »Die Kaulbarse, Vollblutmärker, hielten natürlich zu Luther« (S. 346) und vertreten damit und in ihrer Mentalität das Preußentum, wie es uns im ersten Teil begegnet ist. Dann gibt es da die alte Maruschka: »Maruschka, Polin, war katholisch und fuhr alle Jahre zweimal zur Beichte nach Denver.« (S. 346). Das Faktotum »Totto, Litauer, glaubte, wenn überhaupt an was, höchstens an das schwarze und weiße Pferd seiner litauischen Urahnen« (S. 346). Und schließlich die laut Hugo Aust²⁰ in Fontanes Gesamtwerk einmalige Figur des Camille L'Hermite, des Revolutionärs und einstigen Pariser Kommunar-

den, der »schlechtweg Atheist« (S. 347) ist. Dieses bunte Völkchen bildet mit-
 samt der nun tatsächlich mennonitisch frommen, eigentlichen Familie von
 Obadja mit seinen beiden noch sehr jungen Kindern Toby und Ruth den
 Hausstand des Predigers, zu dem jetzt der unsichere und unruhige Sucher
 Lehnert Menz stößt. Diesen erinnert die »Gemeinde« an einen »nach Art eines
 großen Vogelbauers eingerichteten Schaukasten in San Franzisko,« in dem
 »nicht nur ein Hund, ein Hase, eine Maus und eine Katze samt Kanarienvogel
 und Uhu, sondern auch ein Storch und eine Schlange friedlich zusammenge-
 wohnt hatten. ›A happy family‹ stand als Aufschrift darüber« (S. 347).
 Diskret wird später im Roman dieses paradiesische Bild wieder aufgenom-
 men, als zu Heiligabend »trotz der Anstrengungen der Prediger Kräbbl und
 Nickel, die Aufmerksamkeit der Kinder auf die Krippe hinzulenken«, »die
 Tiere der Arche Noah« das »Bewundertste blieben« (S. 413). Da wird wie-
 derum der monolithischen deutschen Gesellschaft eine bunte Gemeinschaft
 gegenübergestellt, in der jeder nach seiner Façon selig werden darf – ein Fon-
 tannesches Wunschbild, das tatsächlich wohl kaum der Realität in den dama-
 ligen amerikanischen Mennonitenkolonien entsprochen haben wird.
 Da sind wir dann an dem Punkt, an dem wir uns im Sinne von Erwin Enns
 die Frage stellen müssen, ob Theodor Fontane das Recht hatte, das Bild der
 Mennoniten zu verzerren – ganz gleich ob in positiver oder negativer Rich-
 tung. Durfte der Idealist Friedrich Schiller seine Jeanne d'Arc, deren histori-
 sches Vorbild ja jämmerlich auf dem Scheiterhaufen in Rouen verbrannt
 wurde, in seiner *Jungfrau von Orléans* auf dem Schlachtfeld sterben lassen,
 Apotheose inbegriffen? Kaum jemand hat daran Anstoß genommen. Durfte
 dann also auch der Realist Fontane den Mennoniten Eigenschaften andich-
 ten, die sie in der Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts gar nicht besaßen? Ja, er
 durfte, behaupte ich, solange er ihre Realität nicht gänzlich verkannte oder
 die Mennoniten gar verunglimpfte, wie dies wenige Jahre vor dem *Quitt* in
 dem widerwärtigen Theaterstück *Der Menonit* des Erfolgsdramatikers der
 Zeit, Ernst von Wildenbruch, geschehen war, in einem Drama, das der eifrige
 Theaterbesucher Theodor Fontane zweifellos gekannt hat²¹ und dem entgegen
 sein Roman *Quitt* sicher auch geschrieben ist.²²
 Der flagranteste, weil wesentliche Glaubensfragen betreffende Verstoß gegen
 die mennonitische Wirklichkeit sind die vom Prediger Obadja und seinen
 frommen Kindern geäußerten Ansichten zur Prädestination. Sogleich, als
 Lehnert in erste Berührung mit der Mennoniten-Familie kommt, wird er
 vom Sohn Toby unterrichtet: »Gewiß glaub' ich an Bestimmungen. Wenn
 Gott lebt und uns trägt und hält, muß es doch auch eine Bestimmung geben.
 Gott bestimmt alles, und er bestimmt sogar alles vorher« (S. 327).

Und der alte Mennoniten-Prediger bekräftigt wenig später nicht nur diese Überzeugung, sondern verlängert sie gewissermaßen ins Jenseits hinein zur »Gnadenwahl«. Lehnert, der sein Eintreffen bei den Mennoniten als eine Fügung, ein »Zeichen« sieht, wird von Obadja bestätigt und belehrt: »[Toby] hat mir [...] erzählt, daß Ihr ein Zeichen darin sähet, daß sich unsere Wege vor Jahren schon einmal gekreuzt haben. Und darin habt Ihr recht, denn es gibt solche Zeichen, so gewiß es eine Vorbestimmung und eine Gnadenwahl gibt. Und das ist unser aller Hoffnung, ein solch Erwählter zu sein« (S. 337).

Eine derartige Glaubensgewißheit hat Fontane wahrscheinlich nicht in den mennonitischen Schriften gefunden, die er vor und bei der Abfassung des Romans aufmerksam studiert hat, sondern aus seiner eigenen Lebensgeschichte in die täuferischen Überzeugungen hineingetragen. Dazu der Fontane-Kenner Hugo Aust: »Fontane gehörte zeitlebens der französisch reformierten Kirche an; das »Genfertum«, insbesondere die calvinistische Prädestinationslehre prägte seine persönliche Form des religiösen Bewußtseins. Demut, Gnade und Hoffnung haben einen Schlüsselwert für diese Seite der Biographie.«²³

Hätte also Fontane eigene Glaubensüberzeugungen in die Welt der Mennoniten hinübergetragen? Es sieht so aus. Aber wenn er damit dem Täufern einen Calvinismus, ein »Genfertum« unterschiebt, tut er ja nur das, was Dichter seit eh und je getan haben: Wer findet denn im *Rolandslied* den historischen Kampfgenossen Karls des Großen noch wieder, wer in den geschichtlichen Dramen Shakespeares die historischen Cäsars, Richards, Heinrichs und Johannis oder bei Goethe die »wirklichen« Berlichingens, Egmonts oder Tassos? All die Figuren werden aus ihrer historischen Realität herausgenommen und dienen dem Dichter als Material, das er ummodelliert, um Allereigenstes zur Darstellung zu bringen. Und das müssen sich nicht nur die englischen Königshäuser und andere mehr oder weniger ehrwürdigen Adelsfamilien und politischen und geistigen Eliten gefallen lassen, sondern, wenn der Dichter sich in ihre Nähe gedrängt fühlt, auch Glaubensgemeinschaften, Katholiken, Protestanten und eben auch Mennoniten. Und wenn es dann geschieht, wie in Fontanes Roman, daß nämlich die Mennoniten nicht als glaubensenge Sektierer dargestellt werden, sondern als zugleich fromme und lebensfrohe, als tief gläubige und doch frei denkende, friedensliebende Menschen: Wer wollte sich da empören?

Denn dies alles gehört zum Mennonitenbild von *Quitt* unbedingt hinzu. Bei der ersten Begegnung bereits mit dem Geschwisterpaar Toby und Ruth ergreift den Neuankömmling sofort eine nie gekannte »Heiterkeit der Seele« (S. 323), ihm »ging das Herz auf«, heißt es wenig später (S. 335). Bei den

Geschwistern beobachtet Lehnert »ein Gemisch von Offenheit und Heiterkeit«: »Von Ernst und Schwerfälligkeit keine Spur und dabei ihr Frohsinn von jener entzückenden Art, wie die kindlich Gläubigen ihn so oft haben, die nicht anders wissen, als daß Gottes gütige Vaterhand sie jeden Augenblick hält und schützt. Ein beseligendes Gefühl immer abwesender Gefahr« (S. 333).

Da wird der Ton angeschlagen, der, mit manchen ironischen Brechungen zwar, aber doch letzten Endes unbeirrt die Schilderung der Mennoniten beherrschen wird. Gleich zu Anfang kommt es zu einem aufschlußreichen Gespräch zwischen Toby und Lehnert. »Ist dein Vater streng? Ein großer Befehlshaber?«, erkundigt sich Lehnert. Darauf die Antwort:

»Er befiehlt nie. Er sagt nur: ›Ich denke, wir machen das so‹.«

Lehnert lachte: »Oh, das kenn' ich, das ist die fromme Form, aber es läuft auf dasselbe hinaus. Übrigens mir gleich. Wo Verstand befiehlt, ist der Gehorsam leicht. Bloß der Befehl rein als Befehl, bloß hart und grausam, da kann ich nicht mit, das kann ich nicht aushalten.«

Toby sah ihn groß an. »Das ist recht, was du da sagst. So denk' ich auch, und so denken wir alle. Und wenn du so bist, da bin ich auch sicher, du wirst dem Vater gefallen. Er hat es gern, wenn man frei spricht und eine Meinung hat« (S. 328).

Diese Prämissen bestätigen sich, als Lehnert sich in Nogat-Ehre einzuleben beginnt: »Er sah kein Regieren, und einfach ein Geist der Ordnung und Liebe sorgte dafür, daß alles nach Art eines Uhrwerks ging« (S. 346).

Und die Parallele zu Preußen-Deutschland zieht Obadja eines Tages gegenüber Lehnert, als er über den aus Preußen zu den Mennoniten gestoßenen Verwalter Kaulbars urteilt. Zunächst preist der Prediger »in dem ihm eigenen lehrhaften Tone« (S. 338) die preußischen Tugenden, weil »in dem Lande drüben, drin wir beide geboren wurden«, das, »worauf es ankommt«, zu Hause sei, nämlich »Ordnung und Arbeit« sowie »Zucht und Sitte« (S. 338). Dann aber hebt er das hymnische Lob über Preußens Vorbildlichkeit mit dem Begriff der Freiheit aus: »Euer Landsmann [Kaulbars] ist ein Eigensinn und ein Besserwisser, der sich dem neuen Lande, drin er nun lebt, nicht anbequemen und alles nach der Weise seiner alten Heimat anordnen und regeln will. Er gehorcht wohl, weil er im Gehorsam erzogen ist, aber es ist ein toter Gehorsam, und ein toter Gehorsam ist unfruchtbar, nicht bloß in Herz und Seele, sondern auch auf dem Arbeitsfelde draußen« (S. 339).

»Toter Gehorsam« gegen Freiheit im Sinne des Apostels Paulus (»Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit«, 2. Korinther 3,17) – da wird ein Zeichen gesetzt, das nicht allein den preußischen Kadavergehorsam trifft, sondern

natürlich auch die dem Obadja eigenen fatalistischen Prädestinationsüberzeugungen. So drückt der stellenweise sicher »calvinistisch verzerrte« Prediger letzten Endes doch recht eigentlich mennonitischen Geist aus, was sich besonders überzeugend in seinen Ansichten zur Literatur ausspricht. Anlässlich der Lektüre des Romans *Lienhard und Gertrud* des Schweizer Pädagogen Heinrich Pestalozzi an einem der Leseabende im Kreis des Hausstandes urteilt Obadja in einer Schärfe, die in einem Roman des Preußen Theodor Fontane schon erstaunlich ist: »Über allen deutschen und namentlich preußischen Büchern, auch wenn sie sich von aller Politik fernhalten, weht ein königlich preußischer Geist, eine königlich preußische privilegierte Luft; etwas Mittelalterliches spukt auch in den besten und freiesten noch, und von der Gleichheit der Menschen oder auch nur von der Erziehung des Menschen zum Freiheitsideal statt zum Untertan und Soldaten ist wenig die Rede. Darin ist die schweizerische Literatur, weil sie die Republik hat, der deutschen überlegen, und alle Deutsche, die, wie wir, das Glück haben, Amerikaner zu sein, haben Grund, sich dieses republikanischen Zuges zu freuen« (S. 387 f.).

Man muß sich das vorstellen: Diese Aussagen waren für das deutsche *Illustrierte Familienblatt*, die von einem Millionenpublikum gelesene *Gartenlaube*, bestimmt und wurden unwidersprochen einem Mennoniten in den Mund gelegt! Natürlich kürzten die Redakteure der *Gartenlaube* heftig, aber, so Christian Grawe, Fontane konnte »froh sein, trotz der vielen Kürzungen mit Quitt Konterbande der schlimmsten Art in die auf bürgerliche Reputation und leichte Verdaulichkeit bedachte Gartenlaube geschmuggelt zu haben.«²⁴ In diesem Roman werde, so Walter Müller-Seidel, »der preußische Staat, aus dem das neue Reich geschaffen wurde, in einer Weise angegriffen, wie es [sonst] so bei Fontane [...] nicht geschieht.«²⁵ Die Friedensliebe der Mennoniten, die im bereits erwähnten Drama *Der Menonit* auf perfideste Weise lächerlich und niedergemacht worden war, wird in *Quitt* auf schönste und ureigentlich Fontanesche Art verteidigt, indem der Erzähler ausgerechnet den engstirnigen lutherischen²⁶ Preußen Kaulbars die Gegenposition, die Militärverherrlichung nämlich, vertreten läßt: »wo sie [die Mennoniten] keinen richtigen Gott haben, da haben sie auch keine Pflicht und keine Ehre. Und woran liegt es? Weil sie verloddert sind. Und warum sind sie verloddert? Weil sie nicht *dienen*. Und der Toby hat auch nicht gedient, und von Strammheit und richtiger Propreté ist keine Rede nich« (S. 350).

In Zeiten enthusiastischer Begeisterung für alles auftrumpfend-aggressiv Militärische in Deutschland²⁷ wird hier *ex negativo* für eine friedliebende Gesellschaft die Gegenutopie entworfen, die wohl ihresgleichen in der deutschen Literatur der 1880er Jahre nicht hat.

Quitt hat aber noch eine weitere religiöse Dimension, die wir hier doch kurz behandeln wollen. Der gesamte Text ist durchsetzt von christlichen Bildern, von denen zwei den ganzen Roman durchziehende Symbolketten besondere Beachtung verdienen, das Kreuz nämlich in den verschiedensten Bedeutungen sowie die Anspielungen auf den alttestamentarischen Stammvater Jakob. In der allerersten Szene begegnen wir dem Helden und seiner Mutter draußen vor der Kirche: »[Sie] saßen bereits draußen auf einem großen Grabstein, zu dessen Häupten eine senkrechtstehende Marmorplatte mit einer Christi Himmelfahrt in Relief in die [...] Kirchhofsmauer eingelassen war« (S. 213).

Nicht eine Kreuzigung, wie so oft bei Kirchhöfen, sondern eine Himmelfahrt, also die das Kreuz überwindende Vision von der Aufnahme unter die Seligen, steht zeichenhaft zu Beginn der Lehnert-Geschichte.²⁸ Aber die gesamte Kreuzsymbolik des »preußischen« ersten Teils steht unter dem Zeichen der Demütigung. Herabgewürdigt wird Lehnert durch die Intrige von Opitz, die ihm das wohlverdiente Eiserne Kreuz kostete, nun soll er auch noch »zu Kreuze kriechen« vor dem Förster (S. 227), der auch schließlich ausdrücklich feststellt, daß Lehnert »zu Kreuz gekrochen ist«: »Davon erholt er sich nicht wieder« (S. 265). Daß Lehnert selbst die arme Försterfrau Opitz als »Kreuzträgerin« bezeichnet (S. 289) und schließlich wieder im Bilde des Kreuzes seine Situation resümiert, rundet diesen Bildkomplex ab: »Ja, er [Opitz] ist schuld, er allein. Um das Kreuz hat er mich gebracht, aber mein Haus- und Lebenskreuz war er von Anfang an und hat mich geschunden und gequält [...] Er hat mir das Leben verdorben und mein Glück und meine Seligkeit« (S. 278).

Nur einmal begegnet uns das Kreuz in dieser negativen Bedeutung im zweiten Teil, als nämlich den einstigen Kommunarden, den Franzosen L'Hermite, nächstens seine alte Schuld, die Erschießung des Pariser Erzbischofs, überfällt. Hilfe suchend erscheint er in Lehnerts Zimmer:

»Es sah wer in mein Fenster.«

»Wer?«

»Ich sah ihn nicht. Aber er hielt ein Kreuz vor der Brust« (S. 362).

Lehnert versucht den Freund zu beruhigen und spricht von »Sinnestäuschung«: »Das war das Fensterkreuz und der Mondschein dahinter« (S. 362). Aber damit will er nur »das Grauen, das ihn mit erfaßt hatte, dem Freunde und sich selbst wegreden« (S. 362). Und gerade in diesem bedrückenden Augenblick, in denen beiden ihre Schuld, also ihr »Kreuz«, ins Bewußtsein stürzt, bringt Lehnert plötzlich ein anderes biblisches Bild ins Spiel, das von fern an die Himmelfahrt des Romanbeginns erinnert und doch ganz dem

Alten Testament verhaftet ist: »Es gibt eine Himmelsleiter, und die Engel steigen hernieder, so steht geschrieben« (S. 362).

Geschrieben steht dies fast wörtlich in 1. Mose 28,12, wo der berühmte Traum Jakobs geschildert wird: »Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder.« Der feine Unterschied liegt darin, daß Lehnert nur von herniedersteigenden Engeln spricht und den Aufstieg ausspart, ja, er akzentuiert diese Verlagerung noch, indem er nach einigem Nachdenken hinzufügt: »Und vielleicht auch die Engel des Gerichts« (S. 362). Seine sich da aussprechende Befangenheit im Schuld-Sühne-Denken, in dem für Vergebung oder Gnade kein Platz ist, entspricht sicher wiederum nicht mennonitischen Überzeugungen, steht aber den Gewißheiten des Autors Fontane selbst sehr nahe, seinem oben bereits beschriebenen »Genfertum«. Der Rückgriff auf die Jakob-Geschichte beschränkt sich freilich nicht auf Himmelsleiter und herniedersteigende Engel – der ausdrückliche Verweis auf Jakobs Werbung um Rahels Hand und auf die sieben Jahre des Wartens ist uns ja bereits aufgefallen. Der Text aber wird noch deutlicher. Im Alten Testament ringt Jakob mit einem unbekannten Mann am Jabbok: »Und als er [der Unbekannte] sah, daß er ihn nicht übermochte, schlug er ihn auf das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk der Hüfte Jakobs wurde über dem Ringen mit ihm verrenkt« (1. Mose 32,26).

Im Roman kommt Lehnert im Gebirge durch einen Sturz zu Tode: »Mit der Hüfte gegen den Stein fahrend, war der Hüftknochen aus dem Gelenk gesprungen. Er erhob sich mit äußerster Anstrengung, aber nur, um im selben Augenblick wieder zusammenzubrechen« (S. 437).

Die Parallele ist eindeutig, der Unterschied aber auch: »... du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen,« wird dem ja ebenfalls sündigen Jakob verkündet, der fortan mit dem zukunftssträchtigen Namen »Israel« (= »er kämpfte mit Gott«) geehrt wird (1. Mose 32,29); für Lehnert aber heißt es ausdrücklich, daß dieser Schlag auf die Hüfte nicht »zu seinem Heil« geschehen sei (S. 437): er wird unter Schmerzen daran sterben. Auf solchem Hintergrund wird deutlich, daß die Geschichte Lehnerts im Gegensatz zur mehrfach und so intensiv aufgerufenen Heilsgeschichte Jakobs eine Unheilsgeschichte ist.

In diesem Zusammenhang sind einige kurze mediengeschichtliche Anmerkungen unabdingbar. Der Roman *Quitt* war, wie erwähnt, für *Die Gartenlaube* bestimmt, jene Familienzeitschrift, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allwöchentlich von einem Millionenpublikum gelesen wurde. Wesentlich zum Erfolg dieser *Illustrierten* trugen die dort publizierten Fort-

setzungsromane bei, die den Autoren satte Honorare und effektvolle Werbung vor der Buchveröffentlichung sicherten. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die (wenigstens zeitgeschichtlich hoch interessanten) Trivialromane der Eugénie Marlitt, die auf intelligente Weise sentimentale Liebes- und Leidensgeschichten mit bisweilen heftiger Gesellschaftskritik verbanden, aber allesamt dank eines Happyends ihre Leserschaft schließlich wieder mit Welt und Vaterland versöhnten. Theodor Fontane jedoch hat nur ein einziges Mal einem seiner Romane ein glückliches Ende geschenkt, dem ersten seiner Berliner Gesellschaftsromane *L'Adultera* (längst vor *Quitt*) nämlich, in dem er eine Frau trotz Ehebruch und Flucht ungeschoren, ja sogar in neues Glück buchstäblich eingebettet, davonkommen läßt. Gerade für die *Gartenlaube* hätte der Dichter ja nun auch dem Lehnert Menz ein Happyend in den Armen des bezaubernden Mennonitenkindes Ruth beschenken können. Aber zwei Gründe sprachen unabweisbar dagegen: Ehebruch (wie in *L'Adultera*) ist nicht Mord, auch wenn Fontane persönlich, wie gesehen, die Erschießung des Försters nicht unbedingt als Mord hat ansehen wollen. Die »Erlösung« (im weltlichen Sinne) eines Mörders war dem Publikum, dem der Roman zubestimmt war, einfach nicht zuzumuten. Daß man ihn nicht seinen (weltlichen) Richtern auslieferte, war schon das Äußerste, wie der verbiesterte Kommentar des Geheimrats Espe am Romanende bestätigt, wobei er wieder einmal Bibel (Matthäus 26,52) und Staatsanspruch miteinander verquickt: »Was heißt hier *quitt*? Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen; das ist *quitt*. Der Staat [...] ist in diesem Fall in seinem Recht leer ausgegangen, und die Justiz hat das Nachsehen. Und das *soll* nicht sein und *darf* nicht sein. Ordnung, Anstand, Manier« (S. 452).

Der zweite und sicher wichtigere Grund für die Unheilsgeschichte des Lehnert Menz ist wohl Fontanes letztlich pessimistische und eher düstere Weltansicht gewesen, die nun einmal den Leserwünschen diametral zuwiderlief. Der Liebes- und Verzeihensbereitschaft der Mennoniten, von der er in seiner Utopie vom schönen und friedlichen Leben ein erwartungsfrohes Bild gibt, stellt Fontane, der vom Genfer Schicksalsglauben geprägte Realist, ein Glaubensbekenntnis entgegen, das er dem Atheisten und einstigen Kommunar-L'Hermite in den Mund legt: »Gut denn, es gibt also keinen Gott, wenigstens nicht für mich. Aber, mon cher ami, es gibt ein Fatum. Und weil es ein Fatum gibt, geht alles seinen Gang, dunkel und rätselvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Rätselhaften, oder wie sonst Ihr's nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen« (S. 429).

Der Trivialität des schönen Schlusses mit Hochzeit, Glück und Kindersegen

standen also augenscheinlich Fontanes tiefste Gewißeiten entgegen, aus denen, so sehr sie calvinistisch geprägt waren, jener Christengott herausgefallen war, der Sünden so ganz einfach und schon auf der Welt verzeihen will, oder, um es wieder mit L'Hermite zu sagen: »wenn man erst einmal *heraus* ist, kommt man nicht wieder hinein. Und da hilft kein Hoherpriester und kein Prophet, und wenn es Obadja selber wäre [...] Das Fatum ist eben stärker, und es ist das Beste, cher Lehnert, Ihr lebt Euch mit diesem Gedanken ein. Ich hab' es getan. Und wenn Euch das auch glückt, so werdet Ihr wenigstens eins davon haben, dasselbe, was ich davon gehabt habe: das Glück der Einsamkeit. Und steht dann von Stund' an über dieser armen Komödie, die Welt und Leben heißt« (S. 430).

Allerdings frage ich mich, ob die Fontaneschen »Gewißeiten« nicht doch noch komplexer sind und ob sie sich so einfach mit Calvinscher Schicksalsgläubigkeit und dem Fatum-Gedanken des kauzigen französischen Freundes in eins setzen lassen. Wenn wir den fatalen Unfall Lehnerts noch einmal genau betrachten, sehen wir uns an entscheidender Stelle mit einer Einmischung des Erzählers konfrontiert, die doch ein anderes Licht auch auf den Autor Fontane wirft: »Er [Lehnert] hatte sich die Stelle gemerkt, wo er aufgestiegen war, und an eben dieser Stelle wollt' er auch – schon der ziemlich vielen Sträucher und Zwergbüsche halber – wieder zurück. Die waren ihm eine Hilfe, wenn er ins Gleiten und Glitschen kam. Und wirklich, es schien fast, als ob diese seine Vorsicht sich lohnen solle. Zwei-, dreimal, beim Ausrutschen, hatte er zufassen und sich halten können [...], und bis zu der Stelle hin, wo Uncas [der Neufundländer] die Jagdtasche bewachte, war keine dreißig Fuß mehr. Auch die Steile war hier geringer, und *so gab er denn die Vorsicht auf*, die er bis dahin geübt hatte. Freilich nicht zu seinem Heil. Denn mit einemmal kam er in ein halbes Stürzen, und weil *zufällig* kein Strauch mehr da war, dran er sich klammern konnte, schoß er, wie von einer Rutschbahn, mit aller Gewalt auf den Plateaurand nieder« (S. 437).²⁹

Was Lehnert hier zustößt, ist nicht so sehr ein sich unabwendbar erfüllendes Schicksal, das nur so sich als Folge des Förstermordes vollziehen konnte, sondern ein Zusammenkommen von Menschentun und Zufall: Das Un-Heil Lehnerts ergibt sich nämlich aus seiner eigenen Fahrlässigkeit (»so gab er denn die Vorsicht auf«) und der »zufälligen« Beschaffenheit des abschüssigen Umfeldes – da sind wir doch in einem anderen Register als beim »dunkel und rätselvoll« über den Menschen verhängten Fatum à la L'Hermite und der in der Tat fragwürdigen Überzeugung, Schuld ziehe schicksalhaft Strafe nach sich und wer das Schwert nehme, komme durch das Schwert um. Für seinen Roman um den »Mörder« Lehnert Menz konnte der Autor allein wegen

seines Publikums, wie wir sahen, nicht aus solcher Folgenotwendigkeit ausbrechen, und so gesehen ist denn der sterbende Verbrecher tatsächlich »quitt« – dies sein letztes, mit dem eigenen Blut auf einen Fetzen Papier geschriebenes Wort. Aber so ganz sicher ist sich Lehnert in seiner Sterbestunde auch nicht, denn er schreibt: »Ich hoffe: *quitt*« (S. 443). Und Theodor Fontane selbst hat, kaum daß man's merkt, ein dickes Fragezeichen in solch erhoffte »Aufrechnung« hineingeschmuggelt, wenn er menschlichem Tun und beliebigen Zufällen in der sicher geglaubten Schicksals-Kausalkette die Mitverantwortung gibt. Damit ist er dann gar nicht so meilenweit vom eingangs erwähnten Mennoniten Erwin Enns entfernt, der ihm vorgehalten hatte: »Offenbar ist hier nicht nur das soziale Milieu, sondern auch unsere reformatorische Basis übersehen, in der es keine Aufrechnung von Schuld, also kein ›Quitt‹ gibt. Vergebung ist etwas anderes als Sühne.«³⁰ Mögen wir Mennoniten nun also doch dem Realisten Fontane Vergebung zukommen lassen, möglichst nach einer neuen, aufmerksamen und verständnisvollen Lektüre, die auch nicht davor zurückschrickt, den so affirmativen Titel des Romans letzten Endes in Frage zu stellen – ganz wie sein Erzähler.

Anmerkungen

- 1 Erwin Enns, »Quitt« oder: Wie man auch Mennonit werden kann. Anmerkungen zu einem Fontane-Roman; in: Mennonitisches Jahrbuch 79 (1979), S. 68.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd., S. 71.
- 4 Ebd., S. 68.
- 5 A. Zieglschmidt, Truth and fiction and Mennonites in the second part of Theodor Fontane's »Quitt«; in: Mennonite Quarterly Review 16 (1942), S. 223–246.
- 6 Ebd., S. 246.
- 7 Hier und im folgenden verweisen die in Klammern gesetzten Ziffern auf die Seitenzahlen der bei Hanser erschienenen Fontane-Ausgabe: Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe, hg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger, Abt. I, Bd 1. München, 1970, S. 914.
- 8 Wer mag, kann hier auch die »vierzehn Jahre« als Anspielung auf die vierzehn Stationen von Christi Leidensweg lesen, was den Eindruck noch verschärfen würde, daß die Bildkonstellation unangebracht ist. Fontanes Anspielungskunst ist äußerst subtil, wenn wir zum Beispiel an die Zahl 7 denken, die im Namen des Pfarrers Siebenhaar erscheint; im zweiten Teil wird dieser Zahl, wie wir sehen werden, eine wichtige, ebenfalls auf Religiöses verweisende Symbolik zukommen.
- 9 Richard Hamann, Jost Hermand, Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart. Band 1: Gründerzeit. Frankfurt/M. 1977, S. 129–137.
- 10 Ebd. S. 129.
- 11 Ebd. S. 133.
- 12 Ebd., S. 134.
- 13 Dies ist der Anfangsvers des viel zitierten Goethe-Gedichts »Den Vereinigten Staaten«

- (Goethe: Werke. Jubiläumsausgabe. Hg. v. Friedmar Apel u. a., Darmstadt 1998, S. 255 f.)
- 14 »[...] er soll ihr zweiter Mann sein«, so wird erzählt, »Das heißt eigentlich ihr erster. Denn ihr erster war keiner und war zu vornehm, um es zu werden. Und da kam Espe, der damals noch sehr unten war. Und die Kinder, so heißt es, sind auch gleich mitgekommen [...] Von Espe nicht; von dem andern. Es soll, glaub' ich, ein Präsident gewesen sein.« (S. 225)
- 15 Fontane selbst hat es nur bis zur vierten Klasse geschafft. Vgl. sein wunderbares Gedicht »Summa summarum« (Fontane Ausgabe wie Anm. 7, Bd. 6, S. 339), in dem in schönster Altersresignation ganz ähnliche Gedanken zur Scheinhaftigkeit und Perversion von Rang und Würde ausgesprochen werden.
- 16 Kursiv von E. P.
- 17 Kursiv von E. P. Den hier entwickelten Gedanken von der Wunderrettung verdanke ich meinem Kollegen Prof. Louis Gerrekens.
- 18 Auf der Web-Seite der Oklahoma Historical Society (<http://digital.library.okstate.edu/encyclopedia>) findet man in der Tat unter dem Stichwort »Mennonites« vermerkt: »The Mennonite presence in Oklahoma began in 1880 with the establishment of mission work among the Arapaho at Darlington.« Da sind wir genau im Kontext der von Fontane beschriebenen Mennonitenkolonie.
- 19 Erwin Enns (wie Anm. 1) irrt sich in seinen Zeitangaben bezüglich des amerikanischen Romanteils: »Nach fünf ereignislosen Jahren in »Nogat-Ehre«, schreibt er (S. 69) und: »Darum vergehen wieder Jahre ...« (S. 70). Wenn man genau liest, wird deutlich, daß sich Lehnerts Aufenthalt in »Nogat-Ehre« auf ziemlich genau ein Jahr beschränkt, eben auf sein siebtes Jahr seit der Flucht aus Deutschland: »Wieder war Sommer« (S. 321) heißt es bei seiner Ankunft, er fährt durch blühende Rapsfelder, also wird es sich wohl um den Frühsommer handeln. Er stirbt am 2. Juni des folgenden Jahres. Der nur flüchtigen Lektüre entgeht zwangsläufig die religiöse Symbolkraft des siebten Jahres.
- 20 Hugo Aust, Theodor Fontane. Ein Studienbuch, Tübingen/Basel 1998, S. 136.
- 21 »There is no doubt that Wildenbruch was on his mind in the days Fontane created his outline of *Quitt.*«, liest man in einer unlängst erschienenen, hochinteressanten amerikanischen Monographie (S. 242), auf die ich während der Arbeit an meinem vorliegenden Beitrag von Christoph Wiebe dankenswerterweise aufmerksam gemacht wurde: Mark Jantzen, *Mennonite German Soldiers. Nation, Religion, and Family in the Prussian East 1772–1880. Notre Dame, Indiana, 2010.* In dem Kapitel »The Kulturkampf und Mennonite Reverberations in Early Kaiserreich Culture« (S. 219–245) bespricht Jantzen eingehend und einleuchtend sowohl Wildenbruchs *Menonit* als auch Fontanes *Quitt.* Seine Darlegungen zu Fontanes Roman ergänzen sehr überzeugend meine im Folgenden aufgestellten Thesen und geben meinen eher literarisch ausgerichteten Überlegungen manche wertvolle historische Tiefenschärfe. So wird noch deutlicher, daß die Schilderung der Mennonitenkolonie als positiver Gegenentwurf zur Negativfolie Preußen-Deutschland konzipiert ist. Kurios nur, daß Jantzen die Familie des Predigers Obadja Hornbostel beharrlich schüttelreimend »Bornhostel« nennt.
- 22 Vgl. dazu auch Marion Kobelt-Goch, Vom skandalträchtigen Trauerspiel zur prosaischen Erinnerung. Danziger Mennoniten in der Literatur; in: *Mennonitische Geschichtsblätter*, 60. Jg., 2003, S. 89–114. Ein recht lesenswerter Kommentar u. a. zum Trauerspiel *Der Menonit*, auch wenn Ernst von Wildenbruch durchgängig der Vorname Franz zugewiesen wird.
- 23 Hugo Aust, Fontane und die Religion (und Kirche), in: *Fontane-Handbuch*, hg. v. Christian

- Grawe und Helmuth Nürnberger, Stuttgart 2000, S. 390.
- 24 Christian Grawe, Quitt. Lehnert Menz zwischen Todesverfallenheit und Auferstehung: Zur Bildwelt des Romans; in: Fontanes Novellen und Romane. Interpretationen hg. v. Christian Grawe, Stuttgart 1998, S. 164.
- 25 Zit. ebd.
- 26 Er trägt übrigens wohl nicht zufällig den Vornamen Martin.
- 27 Auch hierfür ist der Förster Opitz im ersten Teil des Romans ein beeindruckendes Sprachrohr: »Alle Wetter, wir haben sie nun all am Kragen gehabt und jeden geschüttelt und ausgeschmiert; nur der Russe war noch nicht dran, der fehlt noch. Aber ich denke, den fassen wir noch [...] Da muß auch einmal aufgeräumt werden« (S. 226).
- 28 Ausgehend von dieser Bildlichkeit hat Christian Grawe seiner »Quitt«-Analyse (vgl. Anmerkung 24) den bezeichnenden Untertitel »Lehnert Menz zwischen Todesverfallenheit und Auferstehung: Zur Bildwelt des Romans« gegeben. Manche meiner folgenden Darlegungen verdanken sich dieser ausgezeichneten Interpretation.
- 29 Kursiv von E. P.
- 30 Enns (wie Anm 1), S. 71.